Rückblick und Neues von Günter Unger

Vorspann:

Günter Unger, Medienfachmann, Kunstkurator sowie Buch- und Filmautor, arbeitet zurzeit an seinem zweiten Roman, der sich so wie sein epischer Erstling „Hunnen sterben anders“ (2016, Loecker Verlag, Wien) mit allgemeinen Zeitphänomenen wie auch mit historischen Gegebenheiten und Ereignissen in der hundertjährigen Geschichte des Burgenlandes beschäftigt. 1941 in Eisennstadt geboren, war der promovierte Historiker mehr als 30 Jahre lang Leiter einer Kulturabteilung im ORF.

Drei Fragen an Günter Unger:

Wie siehst du das Verhältnis Kultur - Medien im Burgenland und hat sich diese in den letzten Jahrzehnten geändert?

Das Verhältnis zwischen Kultur und Medien im Land ist heute sicher nicht schlechter als es in früheren Jahrzehnten war. In vielerlei Hinsicht sogar besser, wesentlich besser, weil Kultur, inzwischen zu einem Allerweltbegriff, manchmal sogar beliebig, geworden ist, wenn man das nach den strengen Kriterien früherer Zeiten beurteilt. Und diese heutige „Kultur“ schlechthin wird auch ausreichend in den Medien, vor allem im Fernsehen, kommuniziert. Vor allem dann, wenn damit auch wirtschaftsaffine, also auf kommerziellen Gewinn abzielende Werbung betrieben werden kann. Etwa eventtaugliche Massenveranstaltungen wie Operetten/Opern/ Konzerte a la Nova Rock usw.

Heute ist daher fast schon jeder ein (nicht nur selbsternannter) „Kulturschaffender“ oder „Kreativer“, was ja im Hinblick auf die grundlegende Lebenskultur oder Alltagskultur so schon ok ist. Was die sogenannte Hochkultur betrifft (also die innovative und für reflektierende Menschen bedachte Kultur) wird diese ebenfalls von der durchaus förderungsfreudigen herrschenden Politik wie auch von den elektronischen Medien (sprich ORF-Landesstudio) ausreichend kommuniziert. Meinem Geschmack nach aber oft zu wenig analysiert oder gar kritisch hinterfragt. Printmedien wie qualitätsorientierte Tages- oder Wochenzeitungen mit fachlich kompetenten bzw. professionellen Kritikern/Kritikerinnen von auffälligen kulturellen Phänomenen gibt es in diesem Land ja nicht.

Welche Leistungen von Persönlichkeiten im Kulturleben des Burgenlands sind nach deiner Einschätzung nicht oder zu wenig bekannt?

Das Burgenland beherbergt heute so viele kulturell und künstlerisch aktive Menschen wie noch nie zuvor. Viele davon erst in den letzten Jahrzehnten aus den verschiedensten Gründen in dieses Land zugezogen. Und viele dieser Aktiven sind auch mir oft nur mehr flüchtig bekannt. Darunter bildende Künstler, Musiker und Wort-Autoren von beachtlicher Qualität. Was aber auch bedeutet, dass es heute im Burgenland keine historisch abzuleitende kulturelle Identität mehr gibt. Noch einmal: Ich glaube nicht, dass die wirklich Guten in diesem gesellschaftlichen Segment zu wenig Aufmerksamkeit von der bestimmenden Politik wie auch den hiesigen Medien bekommen.
Wenn ich aufgrund meines persönlichen Geschmacks jemanden nennen soll, dem ich aufgrund seiner Qualität mehr öffentliche Anerkennung wünschte als er diese tatsächlich bekommt, dann ist es der seit 50 Jahren im Bezirk Güssing lebende Maler Henryk R. Mossler, ein 1942 in Krakau (Polen) geborener Maler.

Im Hinblick auf deinen neuen Roman: Ist das Burgenland mit einem "autochtonen Fürstenhaus" vergleichbar oder einem solchen ähnlich?

Das ehemals adelige (Fürsten-) Haus der „Negriatiden“ in meinem Romanprojekt „Das goldene Rad“ ist nicht mit dem heutigen Burgenland gleichzusetzen. Hat aber Anklänge an frühere Magnatenfamilien im Gebiet des heutigen Burgenlandes, von denen es ja mehrere gegeben hat: u.a. die Esterhazys, Batthanys und Erdödys. Und meint nicht ein ganzes Land, sondern eine auch heute noch bedeutende ehemalige Herrschaftsfamilie in einem fiktiven Land, das ich Bachupalutra oder Perwolff nennen werde. Die wirkliche Entscheidung für einen dieser zwei Namen ist noch nicht gefallen. Perwolff hat mir schon in „Hunnen sterben anders“ als zentraler Ort des romanhaften Geschehens gedient. Vielleicht lasse ich es auch in meinem zweiten Roman dabei bewenden.

Neues:

In seinem neuen Roman mit dem Titel „Das goldene Rad“ entwickelt Günter Unger eine Reihe von Figuren und seziert deren unterschiedliches Streben nach einem gelungenen Leben. Als Erzähler im Roman fungiert ein 80jähriger Historiker und Archivar, lange Zeit im Dienst eines autochthonen Fürstenhauses tätig, der sich für sein schriftstellerisches Bemühen

die etwas geheimnisvolle Metapher eines goldenen Rades zurechtgelegt hat. Hier zwei kurze Einblicke in dieses im Entstehen begriffene Erzählwerk.

Gesine habe ich am Grab der Duse kennen gelernt. In dem malerischen Städtchen Asolo in Venedigs Hinterland. Auf dem Friedhof des Ortes bei der Kirche Santa Anna, den das Grab der großen Schauspielerin zu einem der berühmtesten ganz Italiens gemacht hätte, wenn seine unvergleichliche Lage ihn nicht schon von allen anderen der Halbinsel hervorhöbe. Denn, so war es im Kasschmied´schen Reiseführer zu lesen, beherrsche dieser Gottesacker den Himmel und das ferne Meer und die Alpen in jener gloriosen Weise, die da, wo der Tod zur Trauer aufruft, belebt und erhebt.

Ich wandelte gerade auf den Spuren dieses bereits aus der Zeit gefallenen Buches kreuz und quer durch die Landschaften zwischen Alpen und Apennin. Gesine kam aus Hamburg, wo sie als Gartenarchitektin tätig war und zufällig oder vielleicht doch schicksalshaft? zur nämlichen Zeit wie ich eine Studienreise absolvierte, streckenweise auf den Spuren Goethes, der hier zum ersten Mal in seinem Leben sah, wie Zitronen blühen, an ihnen genussvoll roch- und davon schwärmte.

Gesine, das sagte sie, als ich sie noch auf dem Friedhof von Asolo um die Herkunft dieses mir unbekannten Namens fragte, sei in keinem Kalender zu finden, weil es eine friesische Koseform von Gertrud sei. Auf den Namen sei sie durch den Schriftsteller Uwe Johnson gekommen, den sie eine Zeitlang glühend verehrt hätte, in dessen vierbändigem Hauptwerk mit dem Titel „Jahrestage“ eine Gesine Cresspahl die Hauptrolle spielt. Für sie eine ausreichende Motivation, ihren ursprünglichen Namen Gisela, den sie ohnedies nie mochte, auch amtlich auf Gesine umschreiben zu lassen.

Ihr eigentliches Ziel in der Gegend, führte Gesine aus, wäre gar nicht das Grab der Eleonore Duse gewesen, auf dieses sei sie erst, schon unterwegs, in einem in Italien erworbenen Buch aufmerksam geworden und habe es wegen der örtlichen Nähe des Dorfes San Vito d´Altivole zu Asolo zusätzlich in ihr Reiseprogramm aufgenommen. Sie wäre nämlich in diesen Teil Venetiens gefahren, um die weltberühmte Grabanlage Carlo Scarpas für einen Industriellen und seiner Frau im Anschluss an den kleinen Friedhof S. Vito zu besuchen. Ein in den frühen 1970er-Jahren entstandenes Gesamtkunstwerk, das inzwischen als Juwel einer organischen Architektur und als ein unserer Zeit gemäßes Symbol für das menschliche Werden und Vergehen gelte.

Auf dem Weg nach Italien habe sie einige Tage in Wien Station gemacht, um im dortigen Museum für angewandte Kunst die gerade gezeigte Retrospektive auf das Gesamtwerk des bedeutenden venezianischen Architekten zu besuchen. Die Ausstellung in Wien firmierte unter dem Titel „Die andere Stadt“. Eine Bezeichnung, sagte sie, die man in manchen Ländern als Synonym für Friedhöfe gebrauche.

Das alles erzählte sie mir, als wir bis dahin einander vollkommen Fremde noch nachdenklich vor dem Grab der glamourösen, 1924 in Pittsburgh in den USA verstorbenen und danach mit großem Pomp hierher überführten italienischen Schauspielerin standen, jeder von uns aus ganz unterschiedlichen Antrieben.

Der meine speiste sich aus dem schon genannten Reisebuch Ernst Kasschmieds. Dort ist zu lesen, dass Eleonora Duse am Ende des 19. und Beginn des 20. Jahrhunderts auf den Bühnen vieler Nationen mit einer Fähigkeit der Verinnerlichung, mit einer Vergeistigung des Stofflichen und mit einem Willen, über das Begrenzte ihrer Rollen hinauszuwachsen, Staunen und Bewunderung bei vielen Zeitgenossen hervorgerufen hätte. Von dieser Lektüre hatte ich mir vor allem die Darstellung der unglücklichen Liebe der weltweit gefeierten Schauspielerin zum Dichter und präfaschistischen Haudegen Gabriele D´Annunzio im Kopf mit nach Asolo genommen. Tragische Frauenschicksale interessieren mich nämlich immer. Die Duse selbst nannte den berüchtigten egomanischen Schöngeist und Erotomanen, dem sie mit Haut und Haar verfallen war, immer nur den „Kommandanten von Fiume“, dieser Stadt ganz im Norden des Adriatischen Meeres (die heute zu Kroatien gehört und Rijeka heißt), die D´Annunzio als Anführer einer bewaffneten italienischen Freischar in einem gleichsam operettenhaften Handstreich unmittelbar nach dem Ende des Ersten Weltkriegs besetzt und darin 15 Monate als Diktator geherrscht hatte.

Die hingebungsvolle, schwärmerisch veranlagte Schauspielerin, heißt es in mehreren Biografien, wäre dem stets zu wilder, schwelgerischer Glut neigenden Dichter, der sich selbst als Michelangelo der Poesie verstand, hoffnungslos ausgeliefert gewesen. Auch, wenn nicht sogar vor allem: sexuell. Mehrere Jahre wohnte die Duse in Florenz Haus an Haus mit D´Annunzio. Da hatten die beiden die erste Krise ihrer Beziehung schon hinter sich, ausgelöst durch einen Schlüsselroman, in dem der zum Schwulst neigende Dichter die Flammen ihrer beider Leidenschaft lodern ließ und die gefeierte Schauspielerin als „Sklavin ihrer Begierde“ wenig galant öffentlich bloßstellte. Einige Jahre danach ließ er die um einige Jahre ältere Frau, der er wesentliche Erfolge seiner frühen Bühnenstücke

zu verdanken hatte, brutal fallen. „Rätselhaft“, nannte es der deutsche Intellektuelle Hans Magnus Enzensberger, „wie es diesem kleinwüchsigen, hässlichen Mannequin gelungen ist, sich zu einer europäischen Größe aufzuplustern“.

Von der Begeisterung Gesines für den Architekten Carlo Scarpa angesteckt, aber auch wegen meines wachsenden Interesses an dieser Frau selbst nahm ich ihre Einladung an, sie nach San Vito, einem Dorf in der Ebene vor dem Bergstädtchen Asolo, das inmitten von strotzenden Maisfeldern liegt, zu begleiten. Zu dem, wie Gesine mehrere Male betonte, wohl spektakulärsten Werk Scarpas, der monumentalen Grabanlage bzw. Tomba der steinreichen Familie Brion. Errichtet um einen Dorffriedhof herum „so klein wie eine Briefmarke“. In dieser Anlage, erklärte Gesine dann bereits an Ort und Stelle, wollte Scarpa auch sein eigenes Grab errichten, als er in den Neunzehnhundertsechzigerjahren in Asolo eine Wohnung mit Atelier bezogen hatte. Tatsächlich wurde der gebürtige Venezianer nach seinem überraschenden Tod mit 70 Jahren auf einer Japan-Reise dann allerdings einige Meter außerhalb seiner berühmt gewordenen Grabanlage bestattet. Angeblich stehend und mit einem schwarzen Kimono bekleidet, in Blickrichtung auf sein Lieblingswerk. Der Mythos, der im Veneto um diesen etwas exzentrischen Mann entstand, will sogar von einem rostigen Eisenrohr wissen, das Scarpa in sein eigenes Grab stecken ließ, um auch als Toter mit den Besuchern der Tomba irgendwie kommunizieren zu können. Bei unserem Besuch war dort allerdings von einem Rohr nichts zu sehen.

Die Tomba Brion ist eine Art japanischer Garten, konnte ich mich selbst überzeugen. In einem harmonischen Wechselspiel bilden architektonische Elemente, Wasserläufe, ein kleiner Teich und Grünflächen ein höchst eigenwilliges Ensemble. Scarpa wollte darin Wege ermöglichen, auf denen man dem Tod in einer menschlichen und würdigen Art begegnet. Inmitten des Gartens der Toten befinden sich die zwei schräg gestellten, einander zugeneigten und mit einer Art Brücke überspannten großen Urnen des Ehepaares Giuseppe und Onorina Brion. Sie bilden das emotionale Zentrum der etwa 2400 Quadratmeter großen Anlage.

Von San Vito fuhren Gesine und ich dann gemeinsam mit meinem Auto nach Venedig, wo wir uns zehn Tage in einem kleinen Hotel nahe am Palazzo Grassi einquartierten und dort versuchten, uns ein mögliche Lebensgemeinschaft auf eine längere Dauer herbeizudenken und herbeizureden. Trotz der großen räumlichen Entfernung unserer Arbeits- und Wohnstätten.

*

Robert hob mit beiden Händen seinen Hund, einen schwarzen Riesenschnauzer, vom Boden auf, schulterte mit schmerzverzerrtem Gesicht das regungslose Tier und begann, völlig außer sich, talwärts zu laufen. Ohne Gyula und mir auch nur mit einem Wort anzudeuten, was er konkret vorhabe. Wir waren da wieder einmal zu dritt mit unseren Hunden in den bewaldeten Bergen und Hügeln nahe unserem Wohnort Forchtenberg unterwegs. Nachdem wir nach einer guten Stunde Fußmarsch zuletzt nur mehr zwei der um uns herum, aber auch immer wieder über den Waldrand hinaus etwas tiefer im Inneren des Forsts herumtobenden Hunde gerade noch einigermaßen unter Kontrolle hatten, begannen wir besorgt nach dem fehlenden Schnauzer Roberts zu suchen, riefen wiederholt, auf ein antwortendes Bellen hoffend, ergebnislos seinen Namen in den Wald hinein und fanden ihn schließlich zu unserer Bestürzung nur wenige Meter vom Waldweg entfernt, inmitten einer größeren Fläche beinahe kniehoher Heidelbeerbestände liegen.

Wie Robert Gyula und mir Tage später erzählte , habe er die ganze Strecke bis zur großen Wiese am Waldrand, auf der wir unsere Autos abgestellt hatten, mit der geschulterten Last von etwa 30 Kilo im Laufschritt zurückgelegt. Seine Hoffnung wäre zunächst gewesen, vielleicht doch noch das Leben des Hundes beim niedergelassenen Tierarzt im Städtchen oder vielleicht sogar auf der Unfallstation im örtlichen Krankenhaus, dessen Ärzte ihm zum Teil persönlich bekannt waren, retten zu können.

Bei seinem Auto an- und durch den beschwerlichen Lauf bereits ein wenig von seinen Emotionen heruntergekommen, habe er dann feststellen müssen, dass Harvey, so hieß der fünfjährige Rüde, tatsächlich tot war und jede weitere Aktion sinnlos. Robert Wollner, eine anerkannte medizinische Koryphäe, wusste ja nicht nur, wie man den Tod von Menschen sicher feststellen konnte. Einem plötzlichen Herzversagen dürfte Harvey erlegen sein, aufgrund einer Überforderung bei der lustvollen Hetze mit den zwei anderen leichtfüßigeren Hunden, vermutete Robert und meinte da meinen drahtigen Airedale Terrier und Gyulas schlankem Magyar Vizsla, Beide annähernd gleich alt wie der Schnauzer.

Dass bei Robert schon vor längerem eine Demenz festgestellt wurde und er bei einem namhaften Spezialisten in Behandlung sei, auch ständig Medikamente einnehmen müsse, erfuhr ich Jahre später von Elvira, seiner zweiten Ehefrau. Sie erzählte es mir, auf einer Wanderung mit mehreren Freunden, an der auch noch Robert teilgenommen

hat. Auf dem Rückweg ins Tal begab ich mich dann an Roberts Seite und erinnerte ihn scheinbar beiläufig an seine Erkrankung an Tuberkulose als elf Jahre alter Gymnasiast, von welchem einschneidenden Ereignis seiner Kindheit er mich schon vor Jahren in Kenntnis gesetzt hatte. Und ich fragte ihn in diesem Zusammenhang auch, wie weit die mir ebenfalls bekannte Arbeit an seinem Buch über TBC gediehen sei. Abschluss und Krönung seiner vorangegangenen fachspezifischen, aber auch medizinhistorischen Publikationen sollte es werden, die seinerzeit in seinem beruflichen Umfeld durchaus Anerkennung gefunden hatten. Und er sagte zu meinem Erstaunen, dass dieses Buch im Großen und Ganzen fertig sei, er es noch lektorieren lassen wolle, dann allerdings noch einen Verlag finden müsse, der bereit wäre, es in sein Programm aufzunehmen. Und Robert verblüffte mich noch mehr, als er gleich darauf begann, Details aus dem Inhalt dieses Buches durchaus nachvollziehbar zu erläutern.

Auch den Verlauf und die Überwindung der eigenen Erkrankung an TBC schilderte er ebenfalls noch recht anschaulich: er sei von Familienmitgliedern eines privaten Quartiergebers angesteckt worden, bei dem ihn seine Mutter in seinem ersten Schuljahr am Gymnasium untergebracht hatte. Er habe zum Glück im Sommer 1947 in einem aus demselben Dorf wie er stammenden Arzt einen guten Diagnostiker gefunden, der noch dazu -ungewöhnlich für die Zeit gleich nach dem Krieg- über ein eigenes Röntgengerät verfügte und durch seine guten Beziehungen zum Allgemeinen Krankenhaus der Stadt Wien auch die erforderlichen Medikamente zu seiner Gesundung beschaffen konnte. Offenbar war dieses Ereignis für Roberts weiteres Leben so bestimmend, dass er es bei entsprechender Forderung auch noch aus dem bereits stark lädierten Speicher in seinem Kopf einigermaßen verständlich abrufen konnte.

Ich kenne Robert schon seit meiner Zeit am Forchtenberger Gymnasium. Den um fünf Jahre älteren Burschen, damals bereits in der Maturaklasse, nahm ich zum ersten Mal so richtig und gleich bewundernd wahr, als ich mit kaum vierzehn verbotenerweise mit dem Dienstfahrrad meines Vaters zum Schwimmen im Ziegelteich in einem Forchtenberg benachbarten Dorf unterwegs war. Er lag, auf einen Ellbogen gestützt, im halbhohen Gras einer Wiese unter einem Apfelbaum. Und neben ihm eine attraktive Blondine, die in Gesicht und Figur ein wenig Marylin Monroe ähnelte. Sie war die Schwester eines um zwei Jahre älteren Sportfreundes, mit dem er damals schon Tennis spielte, Leichtathletik betrieb und gemeinsam in einer Amateurmannschaft Fußball spielte.

Im Gymnasium war der ehrgeizige Robert immer Vorzugsschüler. Nach der Gesundung von der TBC hatten ihn seine Eltern in das der Schule angeschlossene Internat gegeben, das von der katholischen Kirche betrieben wurde, und wo er es letztlich zum sogenannten Senior, einer Art Aufpasser auf die jüngeren Zöglinge, brachte.
Roberts Klasse, damals in der gesamtheitlich katholisch orientierten Schule bereits in zwei Züge geteilt, in einen humanistischen mit Altgriechisch (für die Pfarrer-Lehrbuben, wie wir damals zu sagen pflegten) und in einen realgymnasialen mit dem Fach Darstellende Geometrie in den letzten zwei Jahrgängen der Oberstufe. Robert, der schon seit seiner TBC-Erkrankung den Wunsch hatte, Arzt zu werden, war dementsprechend Schüler des Realgymnasiums.
Aber auch die Schüler der Realklassen kamen dem katholischen Spinn, gelegentlich auch Drill, der Anstalt nicht aus. Das traf ebenfalls auf Robert zu, der noch ein Jahr vor seiner Matura mehr oder weniger freiwillig an österlichen Exerzitien, abgehalten in einem Kloster nächst Forchtenberg, teilgenommen hatte. Auf einem Gruppenbild der Teilnehmer ist neben Robert jener Mitschüler zu sehen, der später Bischof der Diözese St. Martin im Felde werden sollte. In der letzten Reihe auf dem Foto, inmitten der Jugendlichen, gut erkennbar wegen seiner platonischen, also sehr breiten, Stirne: Hans Kantor, versierter und geschätzter Laientheologe, Sekretär der „Katholischen Aktion" (KA) des Landes und redaktioneller Mitarbeiter einer angesehenen katholischen Wochenzeitung. Ein „reifer Mann, groß von Gestalt und raumfüllend, ein Bewegter und Bewegender im damals katholischen Milieu der ganzen Republik", beschrieb ihn nach seinem Tod ein prominenter christlich-sozialer Regierungspolitiker.
Kantor war auch ein leidenschaftlicher Exeget der Schriften des von der einschlägigen Theologie sogenannten Völkerapostels Paulus und verstand es, Jugendliche, und ich muss es heute bekennen: auch mich, der ich ihn fünf Jahre später als Robert, ebenfalls im nämlichen Kloster und bei einem ähnlichen Anlass, zu diesem Thema sprechen hörte, zu beeindrucken. Dieser Mann hatte zweifelsohne Charisma. Und er verstand es, in seinen Vorträgen so manchen zu überzeugen, dass Paulus einem jeden Menschen, so er nur unerschütterlich daran glaube, eine Perspektive auf ein ewiges Leben nach dem leiblichen Tod eröffnet habe und interpretierte eloquent den Kreuzestod dieses Jesus und dessen angeblicher Auferstehung als Sieg im Scheitern.
Roberts und auch meine Begeisterung für die römische Kirche endete spätestens im frühen Mannesalter. Und wir fanden es beide angebrachter, der Jenseits verheißenden,

diesseits jedoch (wie das ja auch auf alle anderen ideologisch oder transzendental aufgemascherlten Institutionen zutrifft) machtgeilen Kirche den Rücken zu kehren. Dieser spätere Bischof und Robert waren in ihrer Gymnasialzeit immer die besten ihrer Klasse im Fach Mathematik gewesen. Bei der Matura aber trieben sie ihrem Fach-Professor, einem klugen, allerdings durch eine Kriegsverletzung sprechbehinderten Mann, die stets sorgfältig frisierten weißen Haare sichtbar in die Höhe, da gerade seine zwei Paradeschüler die ihnen bei der Mündlichen gestellten Aufgaben nicht lösen konnten und ihn ordentlich blamierten. Prof. „Fifi", wie dieser Lehrer von den Schülern respektvoll genannt wurde, hatte die Aufgaben der beiden besonders schwer gestaltet, da er mit ihnen vor dem damaligen Landesschulinspektor, einem versierten Naturwissenschaftler, der Vorsitzender der Maturakommission war, glänzen wollte. Nach der trotz dieser Panne mit Auszeichnung bestandenen Matura zog Robert Mitte der 1950er-Jahre zum Medizinstudium nach Wien, bewohnte ein Studentenheim, das ebenfalls noch dem katholischen Milieu zuzurechnen war.

Aus den Jahren bis zu seiner Promotion weiß ich wenig von ihm, gelegentlich erzählte er mir nur, dass er in einer Mannschaft von Medizinern, bestehend aus Studenten wie auch jungen Ärzten Fußball spielte und sogar an Wettkämpfen in einer unteren Wiener Klasse teilnahm.

Den Turnus absolvierte er in einem Krankenhaus unseres gemeinsamen Heimatlandes. Dort wurde er von der lüsternen Frau eines Primararztes verführt oder „entburschelt", wie ein solches für beide Beteiligten lustvolles Geschehen eine meiner Schwägerinnen zu bezeichnen beliebt. Die Ausbildung zum Facharzt für Innere Medizin erfolgte am AKH der Bundeshauptstadt. Dort wurde er von seinem jüdischen Klinikvorstand, der die Nazizeit im amerikanischen Exil überlebt hatte und den ehrgeizigen Jungarzt aus der Provinz sehr schätzte, zunächst für zwei Jahre noch zum besonderen Schliff an die kalifonische Eliteuniversität Stanford vermittelte, wo Robert in einem Team mit Nobelpreisträgern arbeiten und dabei in seiner wissenschaftlichen Weiterentwicklung enorm profitierten konnte.

In die USA war er mit dem Schiff gereist, mit seinem damaligen Auto, einem Volvo älteren Baujahrs, im Laderaum. Mit dem robusten Fahrzeug querte er den nordamerikanischen Kontinent bis zu seinem Zielort im Westen. Mit diesem Auto schuf er sich für die nächsten zwei Jahre eine für ihn wichtige Mobilität und besuchte öfter an freien Wochenenden sowie in Urlauben so manche Sehenswürdigkeiten Nordamerikas. Vor allem lockte es ihn, als von Kindheit an naturverbunden (sein Vater war Imker und

hatte ihm so einiges über Tiere und Pflanzen beigebracht), in die dortigen Nationalparks. Er hatte in einem dieser Reservate auch, wie er das gerne schilderte, eine unverhoffte und nicht ungefährliche Begegnung mit einem Grizzlybären, die jedoch glimpflich verlief. Bei diesen Ausflügen profilierte er seine lebenslang anhaltende Leidenschaft fürs Fotografieren. Die erste Kamera, bereits eine Leica, hatte er mit Erspartem aus Hilfsarbeiten bei Baufirmen in den Sommermonaten noch während seiner Studienzeit in Wien gekauft.

Kontakte mit interessanten Leuten in Kalifornien über das Personal der Universität hinaus vermittelte ihm der inzwischen in Los Angelos als Physiker bei einem Weltkonzern tätige Bruder des lokalen Monroe-Doubles, das Robert in seinem Maturajahr am Forchtenberger Gymnasium verehrt hatte. Und in Kalifornien bekam er auch einiges von der damals gerade aufpoppenden Hippie-Kultur mit, für die er sich einige Zeit eingehender interessierte und dabei sogar mehrere Male Haschisch konsumierte.

In Stanford schloss Robert auch Freundschaft mit einem etwa gleichaltrigen Endokrinologen namens Arturo Camargo, Abkömmling einer aus Spanien stammenden adeligen Familie in Kolumbien, der, so wie er, eine spezielle Ausbildung in Stanford absolvierte. Der dann an dieser privaten Elite-Uni sogar eine Professur erlangte, Jahrzehnte später auch mehrmals an Wanderurlauben eines von Robert und mir in unserem Heimatland gegründeten Freundeskreises teilnahm.

Von Arturos bemerkenswerten Kenntnissen deutscher Dichtung konnte ich mich bei einer unserer Wanderungen im Jahre 2006 selbst überzeugen, als er uns zunächst ein sehr komplexes und eher schwierig einzuprägendes Gedicht Stefan Georges fehlerfrei vortrug. Danach ein wie er auf Englisch, in welcher Sprache wir uns üblicherweise mit ihm unterhielten, sagte „ supressed poem by Goethe“. Hinzufügend „I think it is quite witty“. Und er erklärte dann, was ich hier zur besseren Verständlichkeit auf Deutsch wiedergeben will, dass dieses (für mich, nachdem ich es später auch selbst gelesen hatte, eher quälend lange, irgendwie auch gequält wirkende und sprachlich stellenweise recht holprig daherkommende) Sprachgebilde in älteren Editionen der Werke dieses Großmeisters der deutschen Klassik nicht enthalten sei. In neueren Ausgaben jedoch schon- und zwar unter dem Titel „Das Tagebuch“.

Dieses Gedicht, eher eine Ballade, führte Arturo dann aus, handelt von Goethe selbst als Mann, der auf einer Heimreise nach Weimar wegen eines gebrochenes Rades seiner Kutsche unerwartet in einem Gasthof übernachten musste, dort beim Nachtmahlen

einer ihn bedienenden schönen Magd so sehr auf- und gut gefiel, dass sie am Abend nach Beendigung ihrer täglichen Arbeit im Haus in seine Schlafkammer trat, sich ungeniert eines Großteils ihrer Kleider entledigte und zu dem schon ruhenden Mann ins Bett schlüpfte. So sehr der Staatsmann und Dichter großes Gefallen am lockenden Körper der jungen Frau fand, wird es aber nichts mit dem von ihm durchaus gewollten Beischlaf, denn wie Goethe verseschmiedend einbekannte: „Der hitzig sonst den Meister spielt, weicht schülerhaft zurück und abgekühlt“ und an anderer Stelle im Text: „Meister Iste hat nun seine Grillen und lässt sich nicht befehlen“. Mit Iste oder Meister, erläuterte Arturo, hat Goethe auch in anderen Texten und Äußerungen immer sein Geschlechtsteil bezeichnet.

Nach seiner Rückkehr in die USA hatte mir Arturo sofort per E-Mail dieses vollständige „Poem“ mit der Datierung 1810 geschickt, wohl auch, um meine bei der erwähnten Wanderung ihm gegenüber geäußerten Zweifel an der Urheberschaft Goethes, der damals ein 60-jähriger Mann gewesen ist, zu zerstreuen.

Das Gedicht „Das Tagebuch“, informierte ich mich inzwischen anderwärts, von Goethe persönlich nur in einem kleinen Kreis Vertrauter, auch einmal im Beisein seines langjährigen Gesprächspartners Eckermann, vorgetragen und zeit seines Lebens nicht zur schriftlichen Veröffentlichung bestimmt, war auch Rainer Maria Rilke und Thomas Mann bekannt. Aus Liebhaberdrucken nach Goethes Tod, manche davon illustriert, die aufgrund des delikaten Inhalts fleißig kursierten. Und Rilke wie Thomas Mann fanden den Text, um meine Schreibe auch ein wenig an die Jetztzeit und ihrem Neudeutsch anzugleichen, für ziemlich cool. Thomas Mann konkret: “ Ich habe für diese kecke Moralität immer eine besondere Neigung gehabt“.

Nach der Rückkehr aus den Vereinigten Staaten war Robert in Wien vom schon erwähnten Klinikvorstand zum ersten Oberarzt und Leiter der renommiertesten Station seiner Medizinischen Abteilung bestellt worden, konnte sich mit einer bereits in Stanford begonnenen Arbeit über eine spezielle Stoffwechselkrankheit habilitieren, wurde Univ.-Dozent, bald darauf Professor und in der Folge Primar einer Abteilung an einem der großen Krankenhäuser der Bundeshauptstadt.

GÜNTER UNGER, 1941 in Eisenstadt geboren, Dr. phil., Historiker und Schriftsteller. Mitglied des PEN- Clubs. 1970 – 2001 Leiter der Kulturabteilung im ORF-Landesstudio Burgenland, 1977 – 1989 Lehrbeauftragter am Institut für Theaterwissenschaft der Universität Wien, 1978 – 1996 Herausgeber der Literaturzeitschrift WORTMÜHLE, Gründer der Hertha Kräftner-Gesellschaft. 1989 - 1991 Geschäftsführer des Symposions Europäischer Bildhauer St. Margarethen, 1987 – 2002 Leiter des Internationalen Hörspielzentrums (mit Sitz in

Unterrabnitz und Rust), Autor und Regisseur zahlreicher Radiosendungen, Fernsehfilme und Videoproduktionen zu historischen, künstlerischen und kulturellen Themen, Kurator von Kunstausstellungen, Autor von Gedichtbänden, Erzählungen, Hörspielen, Bühnenstücken, Sachbüchern und eines zeitkritischen Romans mit dem Titel „Hunnen sterben anders“ (2016). Das Burgenland würdigte Günter Unger 1995 mit dem „Landeskulturpreis für Literatur und Publizistik“. Er lebt heute in Eisenstadt und Großhöflein.